

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Marquerite Barrel stand vor der jungen Marquise von St. Chamant.

Um die Stunde des Dinners war sie eingetroffen — gerade, als die Herren des Hauptquartiers der XI. Armee sich durch den Park vom Kavalleriehaus her zum Schloß begaben.

Deutsche Offiziere! . . . Hätte das junge Mädchen nicht sich zur Seite den alten Frederic gehabt, der sie zur Hausfrau geleitete — sie wäre wohl entsezt geflohen.

Dem deutschen Offiziere in diesem Schloß, das ihr für lange Monate zur Wohnung dienen sollte, . . . sie verstand das nicht. Sie sah ihren Begleiter unwillkürlich entsezt fragend an. Doch der zuckte nur die Achseln:

„Das ist schon fast seit drei Wochen so, Mademoiselle. Wer unbesorgt — was uns da unsere Zeitungen für Bären aufgebunden haben über die Deutschen Hunnen — wir hier auf St. Chamant merken davon nichts. Ich kann nur sagen — diese Deutschen sind vollendete Kavaliere und benehmen sich tadellos. Vielleicht kommt es daher, weil ja auch unsere gnädige Frau selbst von Geburt eine Deutsche ist.“

Da fühlte die junge Pariserin zum zweiten Male, wie ihr jäher Schreck ans Herz griff. Eine Deutsche, in deren Dienst sie sich begab, von deren Willen sie abhängig sein sollte! Was mochte wohl Alphonse nur bezweckt haben, als er sie hierhergeschickte?

Und dann stand sie vor der jungen Schloßherrin.

Ins Ankleidezimmer der Marquise war sie geführt worden, wo die erste Kammerzofe gerade mit der Dinner-toilette ihrer Herrin fertig war.

Ein vorsichtig mit Spitzen verbrämtes Seidenkleid trug die junge Marquise. Herb, fast streng wirkte das harte Stahlblau der Farbe, kontrastierte seltsam gegen das anmutig schöne Gesicht, gegen das gütige Lächeln, das um die Lippen der jungen Witwe lag, als sie Marquerite die Hand zum Kuß reichte.

„Das also ist die Marquise von St. Chamant!“ . . . dachte das junge Mädchen, während sie zu einem tiefen Knicks zusammenfiel. . . . das also ist Alphonse's Cousine! Eine Deutsche von Geburt! Und wie schön sie ist — wie wunderbar schön! Nie sah ich in Paris Frauen von solcher Schönheit — von solcher gütigen gewinnenden Schönheit!“

Und während sie sich wieder hochrichtete, kam von drüben eine etwas verschleierte mitleidige Stimme:

„Mein Kind — Herr de Marsillargues schrieb mir von Ihrem schweren Schicksal. Ich weiß, was es heißt,

beide Eltern so unvermittelt und in so kurzer Zeit verlieren zu müssen. Da bedarf es vieler Monate, um einen solchen Schlag zu überwinden.“

„Herr de Marsillargues hat mich gebeten, mich Ihrer anzunehmen. Ich will es von Herzen gern tun, Marquerite Barrel; wenn ich Ihnen auch nicht das Elternhaus ersetzen kann, so sollen Sie doch für die Dauer dieses unglückseligen Krieges bei mir ein Heim und eine Zufluchtsstätte gefunden haben.“

Und mit welchem herzlichem Interesse dabei die gütigen Frauenaugen auf dem Gesicht des jungen Mädchens ruhten — Marquerite Barrel fühlte, wie die Scham in ihr bitter hochquoll.

Mit einer Biege hatte sie sich hier eingeschlichen. Mit einer Lüge hatte sie das Mitleid dieser hochherzigen schönen Frau errafft. Mit einer Lüge würde sie ihr jeden Tag von neuem unter die Augen treten, würde sie jede Wohlthat annehmen müssen! Wozu hatte sie sich all die Jahre seit dem Tode ihres Vaters ehrlich und bescheiden in Paris durchgeschlagen, wenn das alles nur dazu nütze gewesen, daß sie jetzt eine Frau belog, die ihr von der ersten Stunde an mit Güte und herzlichem Mitleid begegnete?!

Und in ihrer Stimme zitterte unwillkürlich etwas von diesen qualenden Empfindungen, als sie leise erwiderte:

„Gnädigste Marquise sind zu mir sehr gütig.“

Die junge Witwe schüttelte den Kopf:

„Ich bin nicht gütig, mein Kind — ich erfülle nur eine Pflicht der Nächstenliebe. Dafür brauchen Sie mir nicht zu danken. Und wenn Sie mir dennoch einen Dank abstatten zu müssen glauben, dann tun Sie es dadurch, daß Sie den Platz ausfüllen, auf den ich Sie hier stellen will.“

„Ich werde Tag und Nacht an nichts anderes denken, gnädigste Marquise.“

Die junge Witwe ließ noch immer ihre Augen prüfend auf der sanften liebreizenden Schönheit Marquerite Barrel's ruhen. Ersichtlich kämpfte sie mit einem Entschluß. Dann hatte sie sich entschieden und versetzte:

„Es gibt hier auf St. Chamant keinen Posten, der nicht schon hinreichend mit Dienerschaft besetzt wäre. Etwas Derartiges käme also für Sie nicht in Frage. Aber ich mache Ihnen einen andern Vorschlag, Marquerite: — ich bin gewillt, ein großes Haus zu führen und vielen zur Verfügung zu stehen. Es ist eine ständige Unruhe auf St. Chamant, aber in all dieser Unruhe finde ich doch hin und wieder eine Stunde Muße — eine Stunde, die ich oftmals gern mit einer Vertrauten verplaudern würde. Mit einem Menschen, auf dessen Diskretion und Taktgefühl ich mich verlassen kann. Mit einem jungen Mädchen, das mir Gesellschaftin und Vertraute zugleich sein müßte. Würde es Sie freuen, Marquerite, eine solche Stellung in meinem Hause einzunehmen?“

Marquerite Barrel schlug das Herz hoch oben in der Kehle.

„Ich würde mich sehr glücklich schätzen; aber gnädige Marquise haben mich noch nie vorher gesehen. Ich weiß nicht, welchem Umstande ich diese große Auszeichnung zu verdanken habe.“

„Meinem Vetter, Herrn de Marillacques, der Sie mir so angelegentlich empfohlen hat. Und keine Angst, Sie verächtliches Kind, daß diese Stellung an Ihre Fähigkeiten unerfüllbare Ansprüche stellte. So ist es nicht. Sie sollen nur stets daran denken, daß Sie in mir für die Zeit Ihres Schmerzes eine Gönnerin besitzen. Und wenn irgendeinummer oder irgendeine Sorge Sie bedrückt, dann kommen Sie zu mir und sprechen Sie offen. Ich werde stets Zeit für Sie haben. Und nun, Marguerite, soll der Diener Sie auf Ihr Zimmer führen. Vielleicht, daß Sie mir noch heute abend eine Stunde zur Verfügung stellen — ich weiß es noch nicht. Jedenfalls würde ich mich freuen, wenn die Zeit Ihrer Anwesenheit auf St. Chamant für Sie zu einer glücklichen würde.“

Ein leises entlassendes Kopfschütteln; ein Klingelbruch; eine Kammerzofe trat ein.

„Frederic soll Mademoiselle auf ihr Zimmer führen.“

Und dann stieg die junge Pariserin hinter dem alten Frederic her die mächtige imposante Freitreppe zur ersten Etage hinauf und durchwanderte lange Gänge und durchquerte Entreeambres.

Und stand endlich in einem mittelgroßen, entzückend behaglichen Sichelzimmer, dessen Fenster über die Parkbäume hinweg weit ins Flachland hinausfahen.

Lauflos war hinter ihr die Tür zugezogen worden. Tiefes Schweigen ringsum.

Marguerite Barrel war mitten in dem Gemach stehen geblieben, sah mechanisch auf ihre beiden Koffer, die in der Ecke standen, schaute mit leerem Blick auf die Möbel ringsum, auf die zierliche Toilettoilette, auf die weiche, mit einem schönen Fell überdeckte Ottomane. Und dann legte sie Hut und Mantel ab, tat ein, zwei Schritte, sank auf das Ruhebett.

Der Länge nach lag sie da, das Gesicht zwischen den Armen. Lag reglos wie im Schummer und atmete schwer.

Ihr war so bange zu Mute; so verstört; so ratlos und hilflos und verloren.

Sie hatte die Empfindung, als stände hinter ihr etwas unheimlich Drohendes — ein Gespenst — ein riesiger erdrückender Schatten.

Vorhin unten im Ankleidezimmer der jungen Marquise von St. Chamant war ihr der Gedanke durch das Hirn gequält, daß sie ja die Verlobte Alphonse de Marillacques sei, daß er nur sein Wort einzulösen brauchte und sie würde die Verwandte dieser großen Dame, dieser schönen eleganten Frau werden! Dieser Deutschen!

Sie, Marguerite Barrel — die Cousine der jungen Marquise von St. Chamant!

Das war ihr vorhin durchs Gehirn gequält. Auch jetzt wieder, während sie stumm und reglos dalag. Auch jetzt wieder dachte sie daran.

Dachte daran wie an eine groteske Unmöglichkeit.

Sie eine Verwandte der vornehmen Frau da unten . . . es war Terzium.

Sie hatte nichts davon gewußt, daß Alphonse de Marillacques so vornehme illustre verwandtschaftliche Beziehungen besaß.

Aber er liebte sie doch und hatte es ihr doch zahllos oft mit tausend Eiden geschworen, daß sie sein Weib werden sollte. Und sie hatte auch daran geglaubt — bedingungslos wie an ein Evangelium.

Warum nur jetzt nicht mehr? Warum nur plötzlich hatte sie dies quälende Gefühl, als lege ihr jemand eine eisige Hand auf das Herz? Warum erschien ihr jetzt bizarr und kindisch phantastisch, was bis dahin jede Stunde ihres Daseins ausgefüllt?

Und im Witzal all dieser sich überstürzenden, sich hegenden, sich erschlagenden Gedanken — inmitten all dieser quälenden Zerrissenheit . . . immer und immer wieder wie ein entehrendes Brandmal das Bewußtsein:

„Ich bin mit Güte und herzlichem Mitleid von einer Frau aufgenommen worden, die ich besitze! Mit einer Lüge habe ich mich hier eingeschlichen! Mit einer Lüge muß ich meinen Platz behaupten! Mit einer Lüge werde ich ihr ihre Wohltaten zu danken haben!“

Wie eine ungeheuerliche Schmach brannte dies Bewußtsein in ihr. Stand es finster und ehern und unerschütterlich in all der drängenden wogenden Flut ihrer Gedanken und Befürchtungen und Grübeleien.

Oben, als sie wieder an die große Lüge dachte, ging ein krampfartiges Zucken durch ihre Glieder.

Jetzt aber lag sie wieder ganz still. Reglos; wie hingemäht; wie erschlagen.

Und um sie sang das lautlose Schweigen der sommerlichen Mittagsstunde mit tausend, mit Millionen feiner geisterhafter Stimmchen. Und die Sonne zog quer durch das Zimmer ein breites, schimmerndes Lichtband. Und draußen irgendwo im Gewühl der Baumkronen schluchzte eine Amsel.

Ganz kurios sah der Doktor Darragon zu dieser Mittagsstunde aus, wie er mitten in Alphonse de Marillacques Speisezimmer an dem großen ausgezogenen Speisetisch saß. Die Bücher wälzte und sich hin und wieder mit der Hand durch die wirren Haarsträhnen fuhr.

Draußen auf den Straßen des entvölkerten Paris brannte die Septembersonne unbarmherzig. Kein Knattern eines vorüberziehenden Autos, kein Rumpeln eines Omnibusses — höchstens, daß hin und wieder mal im schläfrigen Trabe eine Mietstutsche vorüberrollte. Und dann war es wieder für lange Zeit still. Ganz unwahrscheinlich still — in dieser sonst von Lärm und Leben und Lachen und Lust erfüllten Riesenmetropole an der Seine.

Alphonse de Marillacques hatte hermetisch Türen und Fenster vor der brütenden Hitze geschlossen, sämtliche Vorhänge heruntergelassen und dicht zugezogen — und doch herrschte in der entzückenden kleinen Gargonwohnung der Rue Castiglione eine erstickende Temperatur.

Weshalb auch der Doktor Darragon sein Jackett ausgezogen und Weste und Kragen in eine Sofaecke geworfen hatte.

In Hemdsärmeln saß er da, schwitzte, wälzte seine diden Bezila und Standardwerke, die sich auf dem Tisch häuften — daß jedesmal, wenn er eins dieser Bücher zuschlug, feiner grauer Staub aufwirbelte.

Und jedesmal murzte er zwischen den Zähnen:

„Ich finde es nicht, Alphonse. Tatsächlich, ich finde es nicht.“

Aus einer halb im Dämmer liegenden entfernten Zimmerecke und aus dem kühlen knarrenden Leder eines Klubessels heraus kam die kaltblütige Antwort:

„Sie müssen es finden, Doktor!“

Einen neuen Band riß sich der Kleine Herr heran.

„Na dann vielleicht hier.“

Und schon wenige Minuten später unter Stöhnen und Schnaufen abermals:

„Hier steht auch nichts drin.“

„Aber Feuerher — geschichtlich verbürgte Tatsachen lassen sich doch nicht aus der Welt schaffen.“

„Woher wissen Sie, daß diese Tatsache geschichtlich verbürgt ist?“

„Weil ich Schilderungen dieses mißglückten Attentates selbst wiederholt gelesen habe.“

„Aber dann müßte doch in diesem Buch — oder in diesem hier — oder in dem da drüben . . . irgendwo müßte doch irgendwas darüber stehen. Zumindest eine Notiz.“

„Suchen Sie nur, Doktor — garantiert, daß Sie es schließlich auch entdecken.“

Abermals Stille, Bücherwälzen, Schnaufen und Stöhnen.

„Diese verdammte, gottesjämmerliche Hige!“

Aus dem Klubessel kam keine Antwort.

Und dann plötzlich schlug der Doktor Paul Darragon mit der Faust mitten auf einen der teuren Halbhiranzbände.

„Zum Teufel mit Ihrem Attentat, Alphonse! Wer weiß, wo Sie so etwas gelesen haben!“

„Aber machen Sie sich doch nicht lächerlich, Kindchen.“

„Ich mach mich nicht lächerlich — ich mach mich bloß blödsinnig, soweit ich das bei dieser Temperatur nicht ohnehin schon bin, Alphonse.“

„Kennen Sie nicht das reizend ehrbare hausbackene deutsche Sprichwort: „Ohne Fleisch kein Preis?““

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche von Kais.

Sitze von Hanns Wohlbold, Memmingen.

(Nachdruck verboten.)

Es war Sitte geworden, daß sich die Ansiedler zwischen den großen Korasbergen und der Kalahari am Brannen von Kais trafen, wenn sie einmal etwas zu beraten hatten, das alle gemeinsam anging. Die Wasserstelle lag mitten in einem Hügel und sie trocknete nur selten aus, wenn auch durch den breiten felsigen Talgrund sich höchstens nach schweren Regenschauern die fluten in geschlossenem Ströme südwärts wälzten. Ringsum lag es zwischen sandigen und steinigem Streifen, die wie Spinnenbeine aus der Wüste herübergriffen, viel fruchtbares Steppenland, und bald hatten sich ein paar Meloviehstücker am höchsten Rand des Hügel ein Kirchlein bauen, und es gelang ihnen selber erwarten schnell, damit bei den anderen Gehör zu finden.

Auf ihren Farmen stellten die Leute weit im Umkreis, nachdem sie sich verständigt hatten, das Material her, das sie brauchten, strichen Ziegel und schmitteten Balken aus Dornbusholz. Dann, in den heißen Tagen, als es dahel auf den Feldern keine Arbeit gab, kamen sie mit schwer beladenen Ochsenwagen, jeder brachte so viel Arbeiter mit, als er zu Hause entbehren konnte, und schnell richtete sich Stein auf Stein. Das Kirchlein wuchs aus der Erde und war bald fertig. Wie ein Spielzeug stand es mit den geraden Mauern, klein und niedrig zwischen hohen Namelbambus, und nur der schmale Turm, der fast zu hoch war für das Gotteshaus, reichte sich empor und schob das rote Ziegeldach über die knuppigen Baumspitzen hinaus, griffte hinüber zu den hohen, zerfetzten Gipfeln der Korasberge, die verbleicht am Horizont standen, jenseits der glühenden Steppe mit ihren gelben, verbrannten Grasbüscheln.

Als die Regenzeit einsetzte, kam der Prediger, den sich die Bauern aus Deutschland verschrieben hatten. Er war ein kleiner, hagerer Mann, sehr jung noch, mit einem blauen Stübgenfisch und großen erkaunten Augen, die sich nicht satt sehen konnten an der endlosen Steppe, die jetzt wie ein grüner Teppich aussah, in den sich alle Blütenfarben webten, und an dem weiten Meer, in dessen Grund ein leises Rauschen war von schmalen Wasseradern, die aus den Bergen kamen.

Der Pastor brachte die Glocke mit. Bis Kalkfontein hatte die Bahn sie befördert, dann schleifte sie der Ochsenwagen langsam nach Norden herauf. Es war eine große, schöne Glocke, fast zu schwer für den schlanken Turm schenkte sie den Bauern. Ein jeder streich mit der harten Arbeitshand über das blanke Metall, jeder las das Schlüsselwort, das der Meistersinger in den Rand gekehrt: *Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.*

Keiner wußte, was das zu bedeuten hatte, aber als die Glocke an ihrem Platz hing, als sie zum erstenmal ihren hallenden Ruf weithin über die afrikanische Erde gelautet, und dann die Bauern mit Weib und Kind von heißer geritten kamen, um in dem einfachen Raum die erste Predigt zu hören, da deutete ihnen Pastor Ohlsen den Sinn des lateinischen Satzes. Er legte ihnen die Worte so aus, wie sie es verstehen konnten, damit kam er gut zurecht, denn er war selbst eines Bauern Sohn und an der Nordseebrüste zu Haus, wo sie mit Sturm und Wasser genau so ringen mußten wie in Südwest mit Sonnenbrand und Fieber zu kämpfen war. Er redete sich mit der ersten Predigt den Bauern ins Herz, und als er ihnen dann sagte, daß seine Frau, die er vor der Ausreise geheiratet, kommen wolle, so bald er ihre Nachricht geben konnte, daß sie hier ein richtiges Dach über dem Kopf fand, da erboten sie sich, ihm bei allem zu helfen, so weit sie es nur vermochten.

Zuerst wohnte der Pastor noch in einem Hartebrotthaus, das sie ihm provisorisch gebaut hatten, dicht bei der Kirche. Es war nur eine winzige vierseitige Hütte aus Flechten und Flechtwerk mit Lehmbeur auf den Wänden und einem Grasdach, wie man sie eben nach dem Vorbild der Bauern und Bastards im Lande zu vorübergehender Unterkunft demutet. Aber er sollte ein richtiges Haus haben, und den Platz mußte er sich selbst aussuchen. Das tat er gern, und zu Fuß oder auf dem Reitochsen durchstreichte er wochenlang immer wieder die Gegend, denn die Wahl der Scholle, auf der er vielleicht sein ganzes Leben lang lag, mußte verständig überlegt werden. Endlich war er mit sich einig. Im Süden der Kirche von Kais fand er, was er suchte. Doch droht über der Steppe, auf einem zerklüfteten Hügel lag die Stelle, an der sein Haus stehen sollte. Da konnte es sich zwischen die Felsen schmiegen, gedekt gegen die Glut der Mittagssonne, während sich nordwärts der Wind in die endlose Ferne verlor. Himmel und Steppe, sonst sah das Auge nichts. Auch die Kirche war mit den kleinen Dächern, die ringsum standen, durch vorgeschobene Hügel verdeckt. Guten Boden gab es genug ringsum, der Garten war das erste, was Pastor Ohlsen in Angriff nahm. Und dann halfen ihm seine Bauern das Haus aufzurichten.

Es war nicht groß, zwei Stuben nur und eine Küche, aber es war ein schönes Haus, und dem jungen Pastor, den die Sonne braun gebrannt hatte und der so gesund aussah, wie vorher sie in seinem Leben, lachte des Hens, wenn er daran dachte, wie

sich die kleine Stine Manders — er nannte sie immer noch bei sich mit ihrem Mädchennamen, denn erst am Tage vor der Ausfahrt hatte er sie geheiratet — freuen würde, wenn sie das Haus sah.

Seit er selbst oben wohnte, mußte Martin Ellis, ein Bastard, der jetzt drinnen neben der Kirche in seiner Lehnhütte hauste, jeden Tag, ehe die Dämmerung fiel, die Abendglocke läuten, deren Klang weit hinaustönte in die stille Steppe. So sollte es immer bleiben, für alle Zeiten, so lange eine Faust da war, die den Glockenrind ergreifen konnte. Das versprochen sie alle, die da unten wohnten am Brannen von Kais, dem Pastor Ohlsen in die Hand. Sie hielten das Versprechen auch gern, denn der abendliche Glockenklang war ihnen lieb geworden wie ein Heimatruf, und keiner dachte daran, eine Pause zu machen, als der Pastor fortzöge, um seine junge Frau zu holen, die über das Meer gekommen war, um die Fremde mit ihm zu teilen. Bis Kalkfontein der Bahn fahren, dann wollte er sie vollends heimnehmen, eiste er ihr entgegen. Dorthin konnte sie von Lüderbüch aus mit auf dem Ochsenwagen.

Er war früher an Ort und Stelle als sie, und er hörte, daß es nicht sicher sei, ob Jäger überhaupt verschrien konnten, denn es trar Krieg. Gestern erst hatte der Dachs die schlimmste Kunde gebracht. Noch vermochte niemand die ganze Tragweite dieser Nachricht zu erfassen. Wirre Gerüchte flogen durch die Luft. Man sprach davon, daß die Niamme, die über Eurova emborgelobert war, auch Jansen in die Kolonien werfen konnte, die dort den hellen Brand entzündeten. Niemand wollte das recht glauben. Dann hieß es, die Engländer griffen die Küste an, andere wollten wissen, sie seien aus Betschuanaland über die Ozeanlinie eingeschoben. Pastor Ohlsen stand ratlos. Von der Küste her sollte Stine Manders kommen, und dort droben, hart an der Ozeanlinie, stand das Kirchlein von Kais. Um eines bangte er wie um das andere. Endlich kam Stine. Er schloß sie in die Arme und war einen Augenblick glücklich. Man riet ihm, in Kalkfontein zu bleiben, denn niemand wußte, wie es eigentlich an der Grenze stand. Aber es wollte zu seiner kleinen Gemeinde. Und Stine Manders wollte mit. Er konnte es ihr nicht abschlagen, wenn ihm auch das Herz schwer war. Ihn riet die Bistat nach Kais und sie hielt die gleiche Bistat an seiner Seite. Daraus blieb sie bestehen. In der Stadt, in der alles durcheinander stob wie in einem aufgestörten Bienenschwarm, gelang es kaum, einen kleinen Wagen für die Reise zu bekommen. Aber endlich war doch alles in Ordnung. Sie atmeten auf, als das Menschengewirr hinter ihnen lag und die Einsamkeit der Steppe sie umring. Aber es war nun alles anders, als sie gedacht hatten. Mit Wangen sah sie der Zukunft entgegen, und die Fahrt, die doch nur wenige Tage dauerte, erschien ihnen endlos, bis endlich die Höhen vor ihnen auftauchten, hinter denen, nordwärts, der Brannen von Kais lag.

Der Tag war schon vorangeritten, als sie am Südhang der Hügel ankamen, an deren Nordseite Pastor Ohlens Haus lag, aber sie gönnten sich keine Rast. Die beiden schwarzen Treiber, die sie aus Kalkfontein mitgenommen hatten, ließen sie beim Wagen zurück, sie selbst eilten voraus, Kopfenden derselben, umstret durch den lohenden Sonnenbrand, der die Steppe verengt hatte und der auf die Steine flammte, daß sie wie glühendes Eisen waren. Die kleine Frau kam kaum noch weiter, der Pastor trug sie fast, und als sie endlich die Höhe erreicht hatten, da wunderten sie sich beide, daß es gelungen war. Sie hatten fast nichts gesprochen auf dem ganzen schweren Weg; jetzt sagte der Pastor, und seine Stimme klang froh und doch lag ein leichtes Zittern in ihrem Ton:

„Daß uns noch dort um die Ecke gehen, Stine, jenseits davon steht unser Haus.“

Und sie gingen langsam Hand in Hand, bogen um den zerklüfteten Fels und standen dann still. Der Pastor legte den Arm um die Frau, die mit großen, ratlosen Augen auf die rauchgeschwärzten Trümmer starrte, zwischen denen mit zerschmettertem Schädel, der Pastard Martin Ellis lag. Es war Ohlsen, als griffe eine eisige Hand ihm ans Herz, und dann sah er zur Seite, er konnte Stine Manders Blick nicht ertragen.

„Das Haus“, sagte sie. Weiter nichts. Sie hatte keine Träne im Auge und fand kein Wort der Mlage, aber es war schlimmer, als wenn sie in lauten Jammer ausgebrochen wäre. Der Mann streichelte ihre Hand, aber sie merkte es nicht.

„Wo ist die Kirche?“ fragte sie, und ihr Blick suchte in der Steppe.

„Man sieht sie nicht von hier. Aber wir werden die Glocke hören“, entgegnete er. „Ich erzähle dir, daß man sie jeden Abend läutet, es ist jetzt gerade die Zeit.“

Sie setzten sich auf einen Felsblock und warteten. Die Sonne stand bereits tief und warf lange Schatten. Ringsum war es totensstill, in weiter Ferne lärmte eine Truppe, ein Gevöl lautete ganz nahe im Gesein, dann rührte sich nichts mehr. Bestimmend legte sich die Stille auf die Seele, den beiden Menschen war es, als seien sie ganz allein auf der Welt, in ängstlicher Spannung warteten sie auf den erlösenden Glockenton, aber er kam nicht. Die kleine Frau hatte ein Geanen und sie fing leise zu weinen an. Der Pastor legte den Arm um ihre Schulter und wollte sie trösten, aber sie schüttelte nur den Kopf. Das Willkommen, das ihr die afrikanische Heimat bot, tat ihr allzu weh.

„Die Glocke läutet nicht, wir wollen nach der Kirche sehen.“
 sagte sie plötzlich entschlossen, und stand auf. Ohlsen erschrak, er fürchtete sich vor der Entscheidung, der Frau wegen. Hörend schritt er taholwärts, sie war ihm ständig ein paar Schritte voraus. Eine feste Entschlossenheit schien plötzlich über sie gekommen und sie hemmte den Fuß auch nicht, als plötzlich, bei einer Weggewegung, das Trümmersfeld vor ihrem Blicke lag. Sie erreichten es, als eben die Sonne im Untergehen war. Nur Mauerreste waren von den Farmen übrig geblieben, die halben Wipfel der Kameleborndörner waren verkokelt, vom Kirchturm stand nichts als ein kurzer Stumpf und neben den schwarzen Mauern der Kirche, die das Feuer ausgefressen hatte, lagen fünf lange, schmale Hügel.

Kein lebender Mensch war weit und breit. Der Pastor ließ dort Witz lachend über die sanft gereinigten Gänge des Fließes streifen, die sich weit nach Norden erstreckten. Alles war kahl und wild und einsam. Die Stimme der Frau schreckte ihn auf.

„Die Glocke“ sagte sie.
 Er ging zu ihr hin. Eben tauchte die Sonne unter den Horizont, ein Meer von Licht floß über die Steppe und ihre letzten Strahlen fingen sich in dem Glodenmetall, das ausleuchtete wie Gold. Die Glocke war neben dem Turmrest herabgestürzt und hatte sich tief in die Erde gewühlt. Nur ein breiter Streif ihres unteren Randes ragte aus dem roten Sand, und wie es aufglimmte im Abendchein, las Pastor Ohlsen die Worte, die dort eingegraben standen: „Mortuos plango.“

Vermischtes.

Wie John Bull denkt. Eine Weltreisende, die gut zu sehen und gut zu hören versteht, Katharina Zitelmann, erzählt in ihrem soeben beim Verleger der Bücherfreunde in Berlin erscheinenden Reisebuche „Als die Welt noch offen war“ ein kleines Erlebnis, welches für die Denkweise des braven John Bull überaus beachtenswert ist. Im heiligen Lande war es, da fuhr die Verfasserin zusammen mit zwei Engländern nach Jericho. Die Fahrt war insofern wenig erfreulich, als der sehr schlechte und unsichere Weg Grund genug zum Klagen gab. Da schredte der eine der beiden Briten, ein sonst recht schweigsamer Herr, mit eins aus seinen Gedanken auf und erklärte ruhig: „Wir müssen sie rauschmeißen! (we mast clear them out!)“ Die Deutsche fragte, was er denn hiermit meine und John Bull antwortete ruhevoll, die Engländer sollten Palästina „nehmen“. Auf die Frage, wer denn England das Recht dazu gebe, antwortete er kurz und bündig: „England hat die Pflicht, für Ordnung in der Welt zu sorgen.“ Es bedurfte wohl keines geringeren Ereignisses, als einer ungeheuren Weltkatastrophe, um dem Dunkel John Bulls die nötige Lektion zu erteilen.

Der Kraftwagen als „Eisfabrik“ an der Front. Die Konfervierung der Lebensmittel bei einem über mehrere Sommer sich erstreckenden Stellungskrieg spielt für die Front keine geringere Rolle als im Inland. Die Zuhilfenahme der Kälte stößt nun bei den primitiven Lebensbedingungen, unter denen die Truppen im Felde, auch noch in der Steppe, naturgemäß zu leben haben, auf große Schwierigkeiten. In manchen Fällen hat man sich durch Aufspeicherung von Natureis in zu diesem Zwecke teilweise dicht bei der Front eingerichteten Eiskellern zu helfen vermocht. Der Ausbau solcher „Kriegseiskeller“ ist aber schon durch die auf großen Strecken vollkommen ungeeigneten topographischen Verhältnisse sehr eingegrenzt, außerdem aber noch in seiner Verwendbarkeit von den Zufälligkeiten kleiner Frontverschiebungen u. a. beeinträchtigt. Es ist darum der hoch entwickelten deutschen Kältetechnik als ein besonderes Verdienst anzurechnen, daß sie auch den hier vorliegenden ganz neuen Anforderungen in verhältnismäßig kurzer Zeit durch den Bau von Eiszerzeugungskraftwagen zu entsprechen vermochte. Diese sollen, wie aus der „Zeitschrift für Eis- und Kälteindustrie“ zu ersehen ist, überall dort, wo ortsfeste Erzeugungsanlagen sich von selbst verbieten, besonders also in nächster Nähe der Front, das benötigte Kunsteis zu liefern imstande sein. Die ganze Apparatur ist bei diesem Wagen auf einem einzigen schweren Lastautomobil untergebracht. Die Eiszerzeugung erfolgt mit Hilfe eines besonderen, vom Fahrzeugmotor unabhängigen Benzinmotors, der auch während der Fahrt seine Arbeit fortsetzen kann. Um Platz bei der Ausstellung der erzeugten Eismenge zu schaffen, sind die Seiten- und Stirnwände des Wagens zum Herabklappen eingerichtet und mit Stützen versehen, so daß sie Bedienungsbühnen bilden, welche die ganze Anlage bequem zugänglich machen.

Teufelsvieh. Kann es etwas Unverschämteres geben als eine Fliege, die, mögen wir sie auch noch so oft verschrecken, sich immer wieder auf unsere Nase setzt, die unseren Schlummer stört und noch so manche anderen unangenehmen Eigenschaften entwickelt? Man kann daher die Entzückung verstehen, mit der einst der König Jakob I. von England ausrief, als sich ihm eine Fliege auf seine Nase setzte: „Ich habe drei Königreiche; kannst du darin keinen anderen Platz finden?“ — Martin Luther, der, wie bekannt, eine sehr kräftige und derbe Sprache liebte, nannte die Fliegen „Teufelsvieh“. Zu dieser Bezeichnung hat ihn sicherlich der Name des obersten aller Teufel, Beelzebub, veranlaßt, denn dieser bedeutet nichts anderes als „Fliegenkönig“. — Auch Mephistopheles wird im „Faust“ mit dem schmückenden Beinort

„Der der Fliegen“ belegt. Bei mehr als einem Volke begegnet man der Sage, daß die Fliegen Geschöpfe des Teufels seien. Da dieser ebenfalls seinen Schöpferdrang betätigen wollte, habe er diese unheißvollen Tiere in die Welt gesetzt. — Und unheilvoll sind fürwahr die Fliegen! Ihre Zudringlichkeit wäre noch am ehesten zu ertragen, obwohl sie uns oft genug arg aufsehen; die Hauptgefahr, die sie für die Menschheit bedeuten, besteht aber darin, daß sie, wie durch die Wissenschaft erst in der neuesten Zeit bewiesen worden ist, zu den hauptsächlichsten Verbreitern der Infektionskrankheiten, wie Typhus, Diphtherie, Cholera, Ruhr usw. gehören. Es ist einwandfrei festgestellt worden, daß die Häufigkeit der Kindererkrankungen und der Kindersterblichkeit im Zusammenhang steht mit dem stärkeren Auftreten der Fliegen. In New York ist vor etlichen Jahren ein sehr interessanter Vergleich der Gesundheitsverhältnisse zweier Stadtbezirke veröffentlicht worden, deren Bewohner unter ganz denselben Verhältnissen leben. In dem einen traten die Fliegen besonders stark auf, während der andere ganz von ihnen verschont blieb. Der fliegenarme Bezirk war bei weitem der gesündere. Wir haben also alle Veranlassung, dem „Teufelsvieh“ energisch auf den Leib zu rücken. Es ist für uns auch in besonderem Maße eine hygienische Pflicht, die schlimmen Plagegeister von den menschlichen Wohnungen fernzuhalten und sie zu vernichten.

Büchertisch.

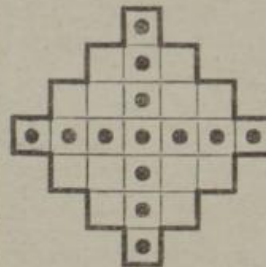
Eberhard Buchner: Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914/16 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Fünfter Band: Von dem Falle Lingtau bis zur Jahreswende. Sechster Band: Von der Jahreswende bis zum 18. Februar. Titel-, Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. J. S. Schmidt. Jeder Band gebestet 3 Mk., in Leinen gebunden 4 Mk. 50 Pfg. Verlag von Albert Langen, München. — Unter den Quellenwerken, nach denen dereinst der Historiker des Weltkrieges wird greifen müssen, um sein wichtigstes Material darin zu finden, nehmen Eberhard Buchners „Kriegsdokumente“ einen hervorragenden Platz ein. Unmittelbarer als in jedem anderen Werk spricht hier aus vielen Tausenden von Berichten, Artikeln, Notizen die gewaltige, furchtbare Zeit, die wir jetzt durchleben, zu uns, und keine nachschaffende Kunst wird die erschütternde Wirkung dieser Sammlung überbieten können, die Buchner mit vollendeter Presse- und Sachkenntnis zusammengestellt hat. Der 5. und 6. Band der „Kriegsdokumente“ sind nun erschienen. Der 6. Band führt bis zum 18. Februar 1915, dem Tage, da Deutschland den Unterseebootkrieg eröffnete.

Ins östliche Galizien und in die Bukowina führt uns Heft 83 der bekannten Zeitschrift „Der Völkerring“ (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) zu den Kriegsergebnissen, die aus die Eroberung Lembergs folgten. Das am Schlusse größerer Abschnitte stets zu findende Kapitel „Von den Fürsten und Heerführern“ bietet in seiner geordneten und pünktlichen Zusammenstellung dem Quellenstudium des Krieges eine gute Vorarbeit. — In Heft 84 geht die Kriegszeit nach Kurland und Livland ein gründlicher und mit warmem Herzen geschriebener Aufsatz „Die deutsche Kultur der baltischen Ostsee-Provinzen“ von Dr. Hilbert Boehm nimmt unsere ganze Teilnahme gefangen für jenes frische, kräftige Land, das wir nun in rüstigem Vormarsch, in heißen Kämpfen und auf fröhlichem Mit durchziehen, bis uns in Mittau die Bewohner mit offenen Armen als Befreier von moskowitzchen Plagen aufnehmen. Eine Uebersichtskarte des Kampfgebietes im Kurland ist beigegeben.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a b b d d o o i i l l n n n n r r s t u w z derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

1. Einen Konsonanten.
2. Mythologische Bezeichnung.
3. Einen Himmelskörper.
4. Deutschen Dichter.
5. Eine Mischfarbe.
6. Nebenfluß des Neckars.
7. Einen Konsonanten.



Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

H B S
 y l ü
 a e h
 H y a c i n t h e
 B l e i k o l i k
 S ü h n o p f e r
 t l f
 h i e
 e k r